

---

*Die kinderlosen Akademikerinnen – Ein Beitrag zur Versachlichung der Debatte**Heike Wirth**Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen, Mannheim*

Seit Jahren vergeht kaum eine Woche, in der die kinderlosen Akademikerinnen nicht in der einen oder anderen Form in einer der großen überregionalen Tageszeitungen oder auch in den Wochenzeitschriften thematisiert werden. Wie erklärt sich dieses überaus große und anhaltende Medieninteresse? Weder gab es in dieser Zeit zentrale, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu den Ursachen und Folgen der Kinderlosigkeit in (West-)Deutschland, noch wurden neue innovative Befunde berichtet, die sich sowohl auf Frauen wie auf Männer beziehen, noch gibt es neue Erkenntnisse, welchen Einfluss die Arbeitsmarktbedingungen - insbesondere die steigenden Anforderungen hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen Flexibilität - auf die Familiengründung von jungen Frauen und Männern haben. Stattdessen konzentriert sich die Diskussion seit nun geraumer Zeit darauf, ob der Anteil der kinderlosen Akademikerinnen nun bei 40 Prozent liegt oder deutlich darunter. Neben der fachlichen Auseinandersetzung inwieweit die amtliche Statistik zuverlässige Zahlen zum Ausmaß der Kinderlosigkeit in Deutschland liefern kann, findet dabei eine zunehmend ausufernde Mediendiskussion statt, bei welcher inzwischen von ‚erfundenen‘ oder ‚falschen‘ Zahlen gesprochen wird. Beide Aspekte möchte ich im Folgenden aufgreifen.

Auslöser der gegenwärtigen Diskussion ist eine kürzlich vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) vorgelegten Studie (DIW Wochenbericht 21/2006), in welcher die Befunde einer früheren DIW-Untersuchung aktualisiert werden. Im Kern erwähnt diese Studie zunächst, dass die Messung der Kinderlosigkeit von Frauen auf Basis von Mikrozensusdaten mit Überschätzungen einhergehen kann, weil im Mikrozensus nur die im elterlichen Haushalt lebenden Kinder erfasst werden. Dies ist nun keine wirklich neue Erkenntnis. Bekanntlich wird auf dieses Problem seit Jahren in wissenschaftlichen Studien hingewiesen und es wurde auch durchaus verstärkt in den Medien thematisiert. Dabei entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass der Versuch, diesem Problem durch die Aufnahme einer entsprechenden Frage im Mikrozensus nach der Anzahl der von einer Frau geborenen Kinder zu begegnen, von Seiten des Bundesrates im Jahr 2004 mit der wenig überzeugenden Argumentation blockiert wurde, "dass diese Frage auch in der Bevölkerungsstatistik mit Rücksicht auf den Adoptionsschutz und andere Gegebenheiten nicht einmal im Zusammenhang mit der Geburtenmeldung erhoben wird". Diese Begründung kann nicht überzeugen, weil das Problem ja exakt darin besteht, dass das Phänomen der Kinderlosigkeit in Deutschland derzeit in keiner amtlichen Statistik direkt erfasst wird. Darüber hinaus war es in früheren amtlichen Erhebungen (z.B. in der Volkszählung 1970) durchaus möglich, diese Frage zu stellen. Auch international gehört die Frage nach den von einer Frau geborenen Kindern zum Standardrepertoire der amtlichen Statistik. Soweit also Kritik an der geplanten Frage angebracht gewesen wäre, dann vor allem dahingehend, dass sie

sich nur an Frauen in einer bestimmten Altersgruppe richten sollte. Konsequenterweise sollten auch Männer einbezogen werden und die Altersgruppenabgrenzung wäre gleichfalls zu überdenken.

Eine weitere Kernaussage der aktuellen DIW-Studie ist, dass die in der öffentlichen Diskussion seit Jahren kursierende Zahl, nach welcher etwa 40 Prozent der Akademikerinnen kinderlos bleiben werden, nicht haltbar ist, sondern den eigenen Ergebnissen zufolge deutlich unter 30 Prozent liegt. Die Ursachen für diese doch erhebliche Abweichung sehen die Autoren in den "nicht aussagekräftigen Altersabgrenzungen und Missverständnissen darüber, wer bei der Auswertung der Daten des amtlichen Mikrozensus zur Gruppe der Akademikerinnen zu zählen ist". Die Medienreaktion ist eindeutig. Die FAZ (27.05.06) spricht von Propaganda und dass 'von Amts wegen Zahlen in die Welt gesetzt werden, die jeder nach nur kurzer Besinnung als falsch erkennen kann' bzw. von erfundenen Zahlen. In der TAZ (29.05.06) ist mit Bezug auf den Mikrozensus gleichfalls von 'falschen Zahlen' die Rede. In Bezug auf den TAZ-Bericht, sei der Hinweis erlaubt, wenn etwas falsch ist, dann die Behauptung „überdies erfasste der Mikrozensus immer nur Frauen bis 39 Jahren“. In der FR (26.05.06) präsentieren die Autoren ihre Befunde selbst, dementsprechend beziehen sich die Aussagen auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung.

Das Überraschende an dieser Diskussion ist nicht, dass unterschiedliche Datenquellen unterschiedliche Ergebnisse liefern können, dies ist jedem empirisch arbeitenden Sozialforscher und jeder Sozialforscherin als potenzielles Problem bewusst. Deshalb gehört es zu den Standards der empirischen Sozialforschung, präzise anzugeben, auf welche Bevölkerungsgruppen (z.B. Frauen, Männer, Deutsche, Migranten, Westdeutschland, Ostdeutschland) man sich bezieht und bei Vergleichen mit anderen Studien - soweit möglich – die gleichen Bevölkerungsgruppen heranzuziehen. Bezieht man sich in der eigenen Analyse – aus welchen Gründen auch immer – auf andere Bevölkerungsgruppen, weist man in der Regel auf die hierdurch eingeschränkte Vergleichbarkeit hin. Auf diesen spezifischen Aspekt werde ich später etwas näher eingehen.

Das eigentlich Überraschende an dieser Diskussion ist vielmehr, dass die ‚unter 30 Prozent‘ These des DIW nun ebenso unreflektiert von den Teilen der Medien übernommen und zur Wahrheit stilisiert wird, wie vor Jahren die 40 Prozent These. Unreflektiert deshalb, weil man sich nicht des Eindrucks erwehren kann, dass sich die Berichterstattung offensichtlich zunehmend auf die gekürzte Wiedergabe und Interpretation von Pressemeldungen beschränkt. Die dahinter stehenden ausführlichen Studien scheinen eher nicht gelesen zu werden. Worauf beruht diese Einschätzung? Betrachten wir uns doch ganz einfach, woher die 40 Prozent These kommt und auf welche Bevölkerungsgruppe sie sich bezieht. Die Medien verweisen als Quelle gerne auf die amtliche Statistik und die Politik, die Forschung wiederum nennt als Quelle nicht selten die Medien. Tatsächlich dürfte die 40 Prozent These ursprünglich auf einen im Jahr 1997 von Heribert Engstler im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erstellten Bericht 'Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik' zurückgehen. Dieser enthält unter anderem eine Tabelle zum Anteil der Frauen ohne Kinder (im Haushalt) unter den 35 bis 39-Jährigen deutschen Frauen nach Ausbildungsniveau auf Basis von Mikrozensusdaten. Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, dass in Westdeutschland im Jahr 1996 39,9 Prozent der 35 bis 39-Jährigen Frauen mit Hochschulabschluss ohne Kinder im Haushalt leben. 20 Jahre früher lag

der entsprechende Anteil bei 28,8 Prozent. Bei den Fachhochschulabsolventinnen lagen die entsprechenden Anteile bei 36,2 Prozent (1996) bzw. 29,8 Prozent (1976). Im Text selbst heißt es dann „Auffällig ist der im Westen besonders hohe Anteil kinderloser Frauen mit Fachhochschul- und Hochschulabschluss. 40 Prozent der 35 bis 39-Jährigen Akademikerinnen haben keine Kinder im Haushalt.“<sup>1</sup> In einer Fußnote wird nochmals erläutert, dass es sich hierbei um eine Schätzung handelt. Darüber hinaus wird explizit darauf hingewiesen, dass der Anteil der kinderlosen Frauen in Ostdeutschland ganz erheblich geringer ist.

Auf welchem Weg diese Zahlen ihren Eingang in die Medien fanden, ist im Nachhinein nicht mehr nachvollziehbar. Sicher ist aber, dass im Rahmen der öffentlichen Diskussion die 40 Prozent These unbesehen auf Gesamtdeutschland übertragen wurde, was nicht korrekt ist, aber weder dem Mikrozensus, noch der Bundesstatistik, noch Herrn Engstler angelastet werden kann. Unabhängig hiervon sind diese Zahlen aber weder erfunden (FAZ) noch falsch (TAZ), sondern sie bilden die empirische Realität für die 35 bis 39-Jährigen deutschen Frauen mit Fachhochschul- oder Universitätsabschluss in Westdeutschland bezogen auf das Jahr 1996 ab. Solche Feinheiten sind wenig plakativ und lassen sich schwer vermitteln, aber der Bericht ist öffentlich zugänglich und die Befunde problemlos nachvollziehbar.

Ein ganz anderes, nämlich methodisches Problem ist die gewählte Altersabgrenzung der 35 bis 39-Jährigen. Aber hier gab es durchaus frühzeitig kritische Hinweise an die betroffenen Forscher und Forscherinnen, z.B. auf der Mikrozensus-Nutzerkonferenz 2003 in Mannheim, dass diese Abgrenzung für die hoch qualifizierten Frauen nicht optimal ist. Allerdings werden kritische Anmerkungen gerne ignoriert, solange sie nicht durch empirische Belege untermauert werden. Aus diesem Grund wurde Anfang 2004 in einem Workshop beim Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA), Mannheim, diese spezifische Problematik thematisiert und darüber hinaus eine Studie auf Basis von Mikrozensusdaten durchgeführt. Dabei wurden die Kinderlosenquoten<sup>2</sup> - bezogen auf deutsche Frauen in Westdeutschland (da sich die 40 Prozent These nur hierauf bezieht) - für verschiedene Alters- und Geburtskohorten sowie Bildungsgruppen betrachtet. Die zentralen Befunde dieser Analysen waren: (1) Bei Frauen mit einem Universitätsabschluss setzen die Familiengründungsprozesse deutlich später ein, als bei geringer qualifizierten Frauen. Deshalb ist die Altersabgrenzung 35 bis 39 Jahre suboptimal und führt zu einer Überschätzung der Kinderlosigkeit. (2) Konzentriert man sich auf die 39 bis 40-Jährigen Frauen mit Universitätsabschluss liegt die Kinderlosenquote für die Geburtskohorten 1953 bis 1960 zwischen 28 und 34 Prozent. Für die Geburtskohorte 1961 bis 1962 liegt sie hingegen bei 39 Prozent. Das letztere Ergebnis war mehr als überraschend, erlaubt allerdings keine Aussage darüber, wie es in den jüngeren Kohorten weitergehen wird. (3) Eine überdurchschnittlich hohe Kinderlosigkeit bei hoch qualifizierten Frauen ist kein Phänomen der Gegenwart, sondern lässt sich auch schon Anfang der 1970er Jahre beobachten. (4) Die erhöhte Aufmerksamkeit, die das Phänomen der ‚kinderlosen‘ Akademikerinnen in der Gegenwart genießt, ist weniger auf eine nachhaltige Veränderung der Verhaltensmuster zurückzuführen, sondern eher eine Folge des höheren Anteils von Frauen mit einem akademischen Abschluss. (5) Die zunehmende Kinderlosigkeit in den jüngeren Geburtskohorten steht in einem engen

---

<sup>1</sup> Engstler, Heribert (1997): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. 3. (aktualisierte und erweiterte) Auflage 1998. S. 96.

<sup>2</sup> Definiert als Anteil der Frauen ohne Kinder unter 18 Jahren im Haushalt an allen Frauen.

Zusammenhang mit dem wachsenden Anteil der ledigen Frauen mit Universitätsabschluss. Über die Gründe hierfür mag ich an dieser Stelle nicht spekulieren. Auf den Punkt gebracht: Für jeden, der sich in der Materie auskennt, sind manche der Ausführungen in der DIW Studie ‚alter Wein in neuen Schläuchen‘.

Im Jahr 2005 hat das Statistische Bundesamt gemeinsam mit ZUMA eine zeitlich und inhaltlich deutlich erweiterte Analyse der Kinderlosenquoten von Frauen auf Basis von Mikrozensusdaten durchgeführt. Bei etwas anderen Altersabgrenzungen als in der ZUMA Studie zeigen die Befunde zunächst, dass es kaum einen Unterschied macht, ob man die 37 bis 40-Jährigen oder 41 bis 44-Jährigen Frauen betrachtet. Als wesentliche Erkenntnis lässt sich festhalten: Bezogen auf deutsche Frauen (Westdeutschland) mit Universitätsabschluss liegt die Kinderlosenquote für die Geburtskohorten 1947 bis 1958 zwischen 32 und 34 Prozent. Für die Geburtskohorte 1959 bis 1962 im Alter von 37 bis 40 Jahren bei 40 Prozent, im Alter von 41 bis 44 Jahren geht sie auf 37 Prozent zurück. Diese Geburtsjahrgänge haben demnach in einem relativ fortgeschrittenen Alter Familiengründungsprozesse nachgeholt. Die Kinderlosenquote der Jahrgänge 1963 bis 1966 liegt bei den 37 bis 40-Jährigen bei 43 Prozent. Es bleibt abzuwarten, ob und in welchem Umfang hier noch Nachholprozesse stattfinden werden. Für Frauen mit einem Fachhochschulabschluss zeigt sich bei Schwankungen ein ähnliches Niveau. Die Entwicklung deutet für die Anfang 1960er Jahre geborenen Frauen demnach in Richtung 40 Prozent. Für Ostdeutschland ergeben sich erheblich niedrigere Anteile. Dies ist aber seit langem bekannt und der sachliche Grund dafür, weshalb die Kinderlosenquoten in Ost- und Westdeutschland typischerweise getrennt betrachtet werden. Eine gesamtdeutsche Betrachtung würde das spezifisch in Westdeutschland bestehende Problem schlicht und ergreifend verschleiern.

Vermutlich habe ich die meisten Leserinnen und Leser spätestens an dieser Stelle verloren. Tatsächlich sind derartige Detailinformationen für den Durchschnittsleser von untergeordnetem Interesse. Für die Berichterstattung in den Medien ist es jedoch unabdingbar, sich zumindest in Grundzügen mit solchen Details zu befassen und diese für die Leser nachvollziehbar darzustellen. Zumindest scheint mir dies angeraten, bevor man von falschen oder erfundenen Zahlen spricht. Sofern man jedoch eine solch schwerwiegende Anklage erhebt, ist es wiederum nicht zuviel verlangt, diese zu belegen. Als Beleg für ihre Behauptungen verweisen sowohl die FAZ wie die TAZ auf die einfürend erwähnte DIW Studie. Ich gehe davon aus, dass die Kommentatoren diese Studie gelesen haben. Dann ist ihnen bestimmt auch aufgefallen, dass der Text und die Tabelle, auf welche sie sich in ihren Kommentaren beziehen, nicht ganz zusammenpassen. Laut Tabellenlegende bildet die Tabelle Ergebnisse für den Geburtsjahrgang 1965 ab. Sofern dies zutrifft, würden die Kinderlosenquoten für die (deutschen?) Akademikerinnen in Westdeutschland mit 20 Prozent (Fachhochschule) und circa 35 Prozent (Universität) deutlich unter den oben berichteten Mikrozensusbefunden für die Geburtskohorten 1963 bis 1966 liegen.

Möglicherweise hat sich bei der Tabellenlegende aber einfach nur ein Fehler eingeschlichen. Denn laut Text bezieht sich die Tabelle auf die Geburtskohorten 1951 bis 1965. Das ergäbe ein etwas anderes Bild. Dann würden die berichteten Befunde für die Universitätsabsolventinnen in etwa mit den Befunden des Mikrozensus für die bis Mitte der 1950er Jahre geborenen Frauen übereinstimmen. Allerdings hatte ich ja oben ausführlich erläutert, dass der Anstieg der

Kinderlosigkeit erst seit den Jahrgängen 1960 und jünger zu beobachten ist. Leider bildet die DIW-Analyse die Entwicklung über die Kohorten nicht ab, so dass ein Vergleich mit den Mikrozensusbefunden nicht möglich ist. Entsprechend kann aber auch die 40 Prozent These auf Basis der aktuellen DIW Befunde nicht verworfen werden, da eben nur der Durchschnitt für die Jahrgänge 1951 bis 1965 betrachtet wird. Hilfreich wäre eine kohortenspezifische Analyse, denn bleiben die Abweichungen bestehen, muss man sich die potenziellen Ursachen genauer anschauen. Erst dann kann man fundiert für oder gegen die 40 Prozent These argumentieren.

Für die Fachhochschulabsolventinnen wird eine Kinderlosenquote von 20 Prozent angegeben. Das steht tatsächlich in einem krassen Widerspruch zu den Mikrozensusbefunden. Erlaubt diese Diskrepanz den Schluss, dass die Mikrozensusbefunde bzw. die DIW Befunde falsch oder erfunden sind? Bestimmt nicht. Tatsächlich ist die Gruppe der Fachhochschulabsolventinnen mit den angegebenen circa 4 Prozent aufgrund der Stichprobengröße der DIW-Daten so klein, dass hier bei der Kinderlosenquote mit nennenswerten Zufallsschwankungen zu rechnen ist. Zumindest sollte man diese Möglichkeit ins Auge fassen. Genau aus diesem Grund fasst man bei Analysen mit dem sozio-ökonomischen Panel in der Regel die Fachhochschul- und Universitätsabsolventinnen in einer Gruppe zusammen und ich persönlich hätte – ohne eine vertiefende methodische Analyse – ganz erhebliche Probleme zu verstehen, warum die Kinderlosenquote der Fachhochschulabsolventinnen um mehr als 14 Prozentpunkte niedriger sein sollte, als bei Frauen mit Universitätsabschluss. Dabei würde ich mich vor allem fragen, welche sozialen Mechanismen einen solch starken Unterschied bedingen könnten.

Leider wird in der DIW-Studie keine Quellenangabe für die kritisierte 40 Prozent These genannt, auch fehlt ein Hinweis, auf welche Bevölkerungsgruppe sich diese bezieht. Deshalb verwundert es nicht, wenn die vom DIW ermittelte Kinderlosenquote von 23 Prozent für alle Universitäts- und Fachhochschulabsolventinnen der Geburtsjahrgänge 1951 bis 1965 in den Medien mit der oben klar definierten Bevölkerungsgruppe verglichen wird. Dass hierbei erhebliche Abweichungen auftreten, ist nicht allzu überraschend, denn dieser Vergleich ist methodisch nicht sachgerecht. Zumindest den Autoren der Studie ist jedoch bekannt, dass sich die 40 Prozent Angabe auf Anfang der 1960er Jahre geborene deutsche Frauen mit Hochschulabschluss in Westdeutschland bezieht. Wenn es in ihrer aktuellen Studie tatsächlich um eine Überprüfung der 40 Prozent These ging, wäre es daher überzeugender gewesen, in einem ersten Schritt die Kinderlosenquoten für die relevante Bevölkerungsgruppe zu vergleichen, in einem zweiten Schritt die entsprechenden Befunde für Ostdeutschland darzustellen und schließlich die gesamtdeutsche Perspektive aufzuzeigen, inklusive der Migranten. Wenn man bisherigen Studien einen Vorwurf machen will, dann den, dass die ostdeutsche Perspektive eher im Hintergrund stand. Wenn das Ziel der Studie jedoch eher eine Thematisierung der bekannten Schwächen des Mikrozensus bei der Erfassung von Kinderlosigkeit im Mikrozensus war, warum wurden dann nicht einfach die von einer Frau geborenen Kindern mit ihren noch im Haushalt lebenden Kindern verglichen? Ich kann mich irren, aber eigentlich sollte eine solche Analyse mit den DIW-Daten möglich sein. Eine solche Analyse hätte wichtige Anhaltspunkte für eine potenzielle Überschätzung im Mikrozensus geliefert und hätte die wissenschaftliche Diskussion weiter gebracht. Natürlich ist eine methodische Arbeit viel weniger medienwirksam als eine scheinbare Widerlegung der 40 Prozent These oder wie es in dem Kommentar der FAZ – in anderem Kontext - so treffend formuliert wird: „Propaganda lässt sich damit nicht machen.“

Jeder der mit dem Mikrozensus arbeitet, kennt seine Stärken und seine Schwächen und natürlich ist man mit Kritik schnell bei der Hand. Aber bei aller Kritik ist sich die Forschung in der Regel auch bewusst, dass andere Datenbasen gleichfalls ihre Stärken und Schwächen haben. Der Mikrozensus stellt eine wichtige Datenquelle für die empirische Sozialforschung dar. Dabei kann und soll er wissenschaftsbasierte Datenquellen nicht ersetzen, aber er ergänzt sie. Als jemand, der viel mit dem Mikrozensus arbeitet, bedaure ich die gegenwärtige zum Teil völlig unsachliche und unreflektierte Diskussion sehr. Ein Problem bei wissenschaftsbasierten Datenquellen ist nicht nur der häufig geringe Stichprobenumfang, sondern auch die sinkenden Ausschöpfungsquoten, die stellenweise nur noch bei 50 Prozent liegen. Tatsächlich wissen wir wenig darüber, wie sich dies auf unsere Befunde auswirkt. Nehmen wir nur das Beispiel der kinderlosen Frauen. Nichterwerbstätige Frauen mit im Haushalt lebenden Kindern sind bei Umfragen leichter zu erreichen, als erwerbstätige Frauen ohne Kinder. Dies kann unter anderem dazu führen, dass Mütter in wissenschaftsbasierten Erhebungen überrepräsentiert sind. Aber wie sollen wir das messen, wenn keine Referenzdaten zur Verfügung stehen? Nahezu alle regelmäßig durchgeführten Wissenschaftserhebungen nutzen den Mikrozensus, aufgrund seiner extrem hohen Ausschöpfungsquote, um die Verteilungen zentraler Merkmale (Alter, Haushaltsgröße etc.) zu überprüfen und notfalls zu gewichten. Für die kinderlosen Frauen und Männer (!) gibt es keine derartige Referenzstatistik. Sofern die aktuelle Diskussion dazu beiträgt, die leidige Kinderfrage so schnell wie möglich in den Mikrozensus aufzunehmen, wäre dies ein großer Gewinn.

Korrespondenzadresse:

Dr. Heike Wirth  
Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen  
Postfach 12 21 55  
D-68072 Mannheim

Tel: 0621-1246-269  
Fax: 0621-1246-100  
Email: [wirth@zuma-mannheim.de](mailto:wirth@zuma-mannheim.de)